

KULTUR

Albert Einstein hat exportiert

Die Herkunft oft verwendeter Wörter ist manchmal aufschlussreicher als deren Anwendung. Und einige davon, die gerne in Deutschland gebraucht werden, sind urschweizerisch. Im zweiten Teil einer vierteiligen Serie die Wörter anheimeln und heimelig.

von Christoph Gutknecht

Ich las es in der Appenzeller Zeitung: «Die Mitglieder des Samaritervereins Mogselsberg richteten das Buffet anheimelnd her und sorgten sich um ihre Gäste.» Den Artikel illustrierte ein Foto mit beeindruckenden Leckereien, die den umstehenden Gästen sichtbar das Wasser im Munde zusammenlaufen liessen.

Ich überlegte, ob der Schreiber wohl schon einmal von dem radikaldemokratisch gesinnten Arzt und Publizisten Titus Tobler gehört hat, der von 1853 bis 1857 für den Kanton Appenzell Auserrhoden im Nationalrat sass und neben seinen medizinischen und politisch-journalistischen Schriften auch einen bis heute anerkannten Beitrag zur frühen alemannischen und deutschen Mundartforschung geleistet hat. In seinem 1837 in Zürich erschienenen Werk «Appenzellischer Sprachschatz» wollte er nämlich wissen: «Wie gibt der Hochdeutsche das oberdeutsche heimelig, anheimeln, anheimlich wieder?», nachdem er zuvor festgestellt hatte: «So reich das hochdeutsche Wörterbuch ist, so wenig lässt sich in Abrede stellen, dass immer noch Ausdrücke darin mangeln, womit nun einmal bestimmte Begriffe bezeichnet werden.»

Ein milder Stolz, der aus Toblers Frage spricht, ist berechtigt, denn es hat rund ein halbes Jahrhundert gedauert, ehe das Wort auch in Deutschland zunächst in der hochdeutschen Schriftsprache angekommen war und später auch von der Allgemeinsprache aufgenommen wurde.

Das liegt nicht zuletzt an der Endung. «Die Bedeutung der oberdeutschen Endung -eln ist – so umschrieb es 1937 (also 100 Jahre nach Tobler) der österreichische Sprachforscher Adolf Josef Storfer in seinem Werk «Im Dickicht der Sprache» – nach etwas riechen oder schmecken (z. B. hundeln, wildeln, säuereln, fischeln, fleischeln, räuscheln, böckeln, fückseln). «Etwas heimelt mich an» bedeutet also: es wirkt mit seinem Wesen (seinem Geschmack, seinem Geruch) so angenehm auf mich, dass ich mich wie zu Hause fühle.»

Im Taumel des Entzückens

Völlig erfassen können wir die Grundbedeutung der Verben heimeln und anheimeln erst, wenn wir das Werk zur Hand nehmen, das Franz Joseph Stalder, der Dekan und Pfarrer zu Escholzmatt im Entlebuch, 1812 unter dem Titel «Versuch eines Schweizerischen Idiotikon mit etymologischen Bemerkungen untermischt» in Aarau herausbrachte. «Dieser Zeitwörter heimeln, anheimeln», so weiss Stalder, «bedient sich der Schweizer besonders in den Augenblicken der Weihe, wenn er nach jahrelanger Trennung wieder einmal den heimatlichen Herd betritt, wo er sonst ehemals so vergnügt wandelte, oder wo sich auch mannigfaltige Verschlingungen und Knoten seines Erlebens entwirren – oder wenn eine rege Phantasie ihm in lieblichen Bildern vorzeichnet mehrere Berührungspunkte seines Selbst mit einer eheworigen Lage, oder wenigstens eine örtliche



Ähnlichkeit in Vergleich mit einem alten Wohnsitz; dann ruft der Schweizer im Taumel des Entzückens auf: der Ort heimelt mich an.»

Dass nicht nur Orte und Personen, sondern selbst Maschinen ein Heimatgefühl vermitteln können, verriet schon Berthold Auerbachs 1843 publizierte «Schwarzwälder Dorfgeschichten»: «In dem grossen Feldgebreite nicht weit vom Hause Ivos sah er die Mähmaschine in Bewegung, und das war ihm wie ein Heimatsgruss. Und warum soll eine Maschine nicht auch anheimeln können so gut wie Posthornklang?» Natürlich hat auch das Gegenteil seine Gültigkeit: «So



Foto: KISTNER/PIANO/SHUTTERSTOCK

heimeln Gegenstände, die mit denen in der Heimat Ähnlichkeit oder gleiche Eigenschaften haben, an; aber ein Galgen, der nur unangenehme Erinnerungen erneuern könnte, heimelt nicht an, möchte er immer sehr ähnlich, ja gleich sein», schrieb Titus Tobler. Und kürzlich konstatierte die NZZ: «Das Industriequartier von Vaduz wirkt wenig anheimelnd.»

Der Spinoza-Übersetzer Berthold Auerbach, der die Erzählgattung der Dorfgeschichte begründete, der Autoren wie Balzac, Turgenev und Tolstoj beeinflusste, hat auch bei deutschen Schriftstellern zu einer Verbreitung des oberdeutschen, besonders schweizerischen

Verbs anheimeln beigetragen. «Es musste dich doch recht anheimeln, Eduard, als du neulich den Fuss wieder hersetztetest?», heisst es in Wilhelm Raabes Roman «Stopfkuchen» (1891), und bei Otto Julius Bierbaum lesen wir in den «Freierfahrten und Freiersmeinungen des weiberfeindlichen Herrn Pankrazius Graunzer» (1896): «Ich muss sagen: anheimeln tut mich's nicht, aber Respekt zwingt mir's ab.»

Die Rolle Einstelns

Dass auch heimelig inzwischen in der deutschen Umgangssprache geläufig ist, bewies schon ein Brief, den Albert Ein-

stein am 25. Juli 1931 an seinen Architekten Konrad Wachsmann schrieb: «Ich kann Ihnen nur sagen, dass ich mich noch an keiner Stelle und in keiner Behausung so wohl und heimelig gefühlt habe.»

Christoph Gutknecht ist emeritierter Professor für Linguistik an der Universität Hamburg.